1781

Maximilian Schell erzählt erstmals in einem Buch Privates wie Berufliches aus allen Phasen seines Lebens, ehrlich, spannend und sprachgewaltig. Von seiner Kindheit in Wien und auf einer abgelegenen Alm in Kärnten. Von der Flucht der Familie vor den Nazis und dem Schweizer Exil. Von bitteren Jahren als Kind im Waisenhaus. Von den Erfahrungen als junger Schauspieler in Zürich und im tristen Nachkriegsdeutschland. Vom internationalen Durchbruch. Von den Dreh- und Theaterarbeiten mit Marlon Brando, Judy Garland oder Gustaf Gründgens. Von seinen Begegnungen mit Marlene Dietrich, Orson Welles oder Spencer Tracy. Von seiner Freundschaft mit Friedrich Dürrenmatt, seinem Engagement für Michael Jackson und vielen anderen Episoden. Das Leben eines großen Künstlers, der als erster deutschsprachiger Schauspieler nach dem Zweiten Weltkrieg einen Oscar gewann und doch von sich sagt: »Ich bin kein Erfolgsmensch. Ich bin Student. Das bleibt auch so.«

Maximilian Schell, 1930 in Wien geboren, mit zahllosen Preisen ausgezeichneter Bühnen und Filmschauspieler, Dramaturg, Autor, Regisseur, Filmproduzent, Konzertpianist, Dirigent, der »Hamlet« in Gründgens' legendärer Inszenierung am Hamburger Schauspielhaus, der gefeierte Salzburger »Jedermann«, der vielfach für den Oscar nominierte Oscar-Preisträger als bester Hauptdarsteller und vieles mehr. 1997 erschien seine Erzählung *Der Rebell*. Er verstarb Anfang 2014.

Maximilian Schell

Ich fliege über dunkle Täler
oder
Etwas fehlt immer

Erinnerungen

Hoffmann und Campe

1. Auflage 2014
Copyright © 2012 by
Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
www.hoca.de
Umschlaggestaltung: pawlesteigenberger.de
Foto: Detlev Schneider/photoselection
Satz: atelier eilenberger, Leipzig
Gesetzt aus der Fairfield
Druck und Bindung: C.H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978-3-455-50333-3

HOFFMANN UND CAMPE

Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE

Inhalt

Die Klage der Engel
11

Blick zurück – ohne Zorn
15

Vater
19

Die Ur-Madonna
25

Erstes Auftreten
29

Schule und Emigration
43

Opapa
oder
Der Orden für Wissenschaft und Kunst
55

Villa Wesendonck – Zürich
63

Lohengrin in Los Angeles
69

Marlon Brando – *Die jungen Löwen*
77

Die graue Nachkriegszeit – ein Wegweiser
95

Ein Leben ohne Mozart – Judy Garland
105

Fremder Freund – *Das Schloss*
115

Marlene Dietrich: »mein deutsches Gesicht«
133

Schuld und Sühne –
Begegnung mit einem Genie
155

Rosebud und die Alm
163

Exerzitien
175

Meine Sammlung
185

»Bruchstücke einer großen Konfession« (Goethe)
193

Jedermann – Der Tod in Salzburg
201

Hamlet – »Ich steh zu sehr im Licht«
213

Dear Michael …
227

Zufälle – oder Fügungen?
237

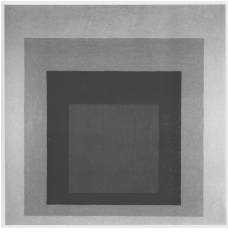
Erna Baumbauer
255

Die Atome des Sokrates
273

Beethoven trifft Napoleon
291

Dank
317

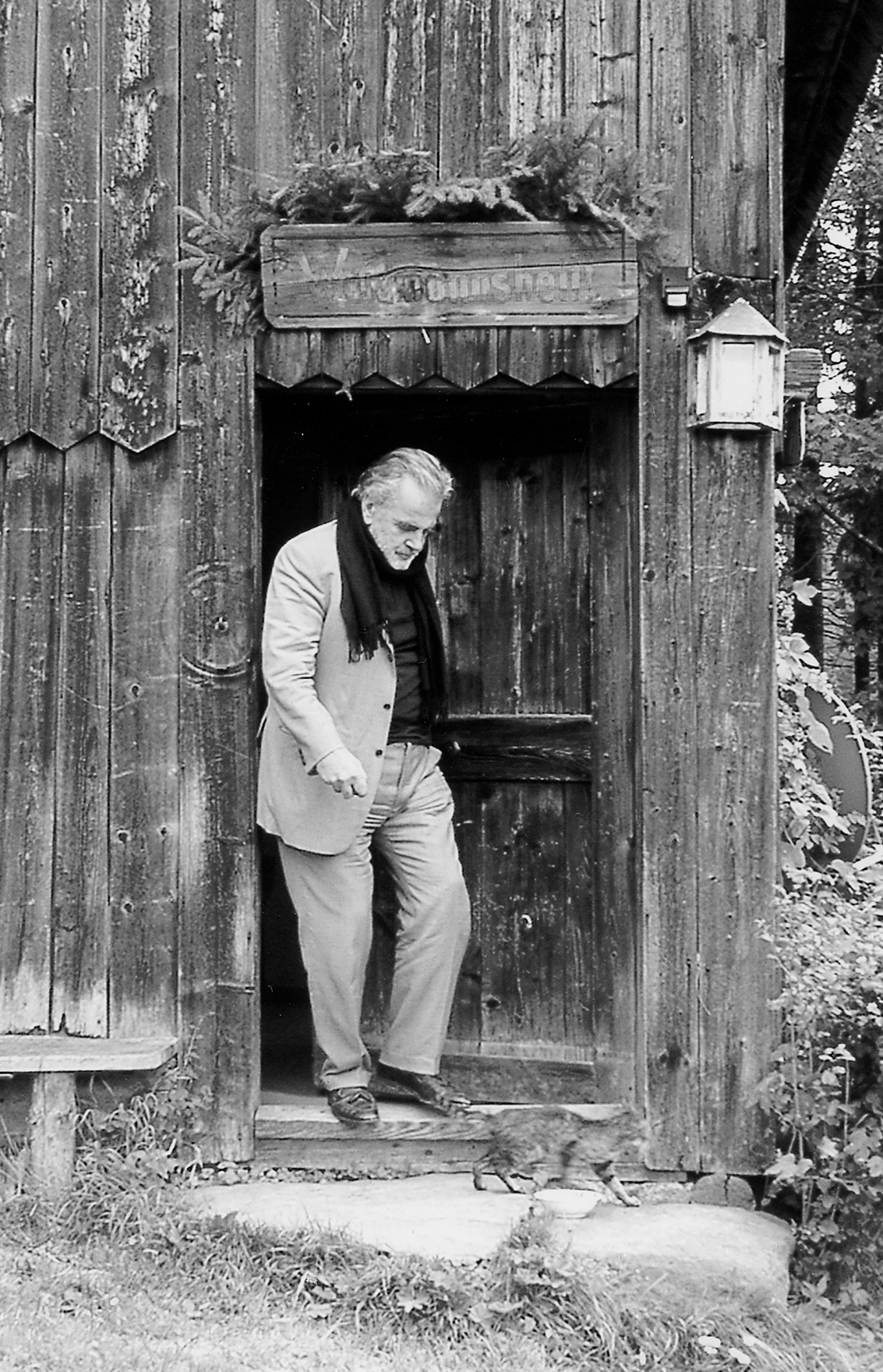
Bildnachweis
318



calm down
what happens
happens mostly
without you

beruhige dich
was geschieht
geschieht meistens
ohne dich

JOSEF ALBERS



Die Klage der Engel

Sommer 2007. Ich pflücke Walderdbeeren. Wie jedes Jahr. Dieses Jahr ist nicht mehr viel zu finden – zu spät bin ich auf die Alm gekommen, das meiste ist längst von den Tieren weggefressen. Das wenige, was ich noch finde, koche ich ein. Für einen Freund. Er liegt im Sterben. Krebs. Ein langer, ein schwerer Tod. Ob ich ihm irgendeine Freude machen könnte, habe ich seine Frau gefragt, vielleicht ihm eine selbstgemachte Marmelade schicken dürfe. Ja, hat sie gesagt, darüber würde er sich ganz bestimmt freuen, die würde sie ihm gleich einflößen, sobald sie angekommen sei.

Also koche ich Walderdbeeren ein in meiner kleinen Hütte auf der Alm in Kärnten, wo es mich auf meine alten Tage wieder hingezogen hat, stehe über dem Topf und rühre und denke an ihn, den wundervollen Ulrich Mühe, an uns und auch an mich. Meine Vergangenheit. Und meine Zukunft, in der ich ihn vielleicht einmal wiedersehen werde.

Zuletzt haben wir geweint. Wir haben telefoniert, hätten sprechen wollen, haben aber doch nur geweint. Vermutlich ist für mich der Abschied noch viel schwerer als für ihn. Er hat seinen Frieden gefunden. Und ich hoffe, dass wir uns irgendwann wieder begegnen.

Wenn ich in Wien im Hotel Sacher sitze, an meinem Lieblings-

platz im Restaurant, und nach draußen auf die Straße schaue, dann stelle ich mir vor, wo überall dort in der Welt der Engel das reinste Gedränge herrscht. Die Toten sind nicht von uns gegangen, sie sind noch da!

Wir können sie nur nicht sehen und nicht verstehen – und sie können nicht mit uns sprechen. Aber sie begleiten uns in unserem Diesseits wie alte, verständnisvolle Vertraute – schauen auf unsere Gegenwart und mögen sich fragen, was wohl unsere Vergangenheit gewesen sei und was wohl unsere Zukunft sein würde. Irgendwann gehören wir alle dazu, auch ich. Dann werde ich meinem lieben

Freund, der vorangegangen ist, erzählen, wie das war mit der Vergangenheit, was ich so erlebt habe, als ich noch Bestellungen aufgeben konnte im Sacher und Walderdbeeren einkochen auf der Alm.

Die Alm, werde ich sagen, die Alm, das ist mein Anfang und mein Ende. Das ist der Ort meines Lebens. London, Hollywood, Zürich, München, Wien, das sind alles wunderbare Städte. Aber nichts kommt dieser Hütte auf einem Berg in Kärnten gleich, wo ich gezeugt wurde und wohin ich immer wieder heimgekehrt bin.

Meine einzige Frage ist: Was tun die Engel? Sie klagen – warum? Vielleicht haben sie die Erde zu sehr geliebt, als dass sie sie vergessen können. Vielleicht ist dieses Buch eine Klageschrift der Engel.

Blick zurück – ohne Zorn

Man blickt zurück. Scheidet Wichtiges von Unwichtigem. Menschen gehen vorbei. Solche, die einen noch begleiten, und solche, die längst gestorben sind. Manches wirkt in der Erinnerung seltsam milde, anderes erscheint einem im Rückblick ungeheuerlich. Und manches ist gar keine Erinnerung mehr.

Irgendwann fand ich einen Anfang. Begann zu schreiben:

»Ich starb am 17. September am späten Nachmittag – die genaue Zeit weiß ich nicht – ich hatte nie eine Uhr getragen und lebte ziemlich zeitlos. Aber ich erinnere mich, es war ein schöner Herbsttag gewesen, die Sonne schien, die Hügel sanft wie immer, und der Tod: ein Hinübergleiten in eine andere Welt – nicht schlimm, ohne Schmerzen, fast unwirklich, ganz anders als jegliche Vorstellung.«

Auch dieser Anfang eröffnete mir keinen Weg, über mein Leben zu schreiben. Ich ließ die Arbeit ruhen, bereute schon, sie überhaupt begonnen zu haben. Bis ich schließlich, nach einigen Monaten, Freunden meine Autographensammlung zeigte.

Nun, da ich alles, was ich in Jahrzehnten an Kostbarkeiten zusammengetragen hatte, vor mir sah, fand ich, dass das eine gute

Form wäre, aus meinem Leben zu erzählen. Die Autographen sind Zeugen von Begebenheiten oder Augenblicken, die wichtig in meinem Leben waren. Im Ganzen gesehen erzählen sie sogar einen Teil der Zeitgeschichte.

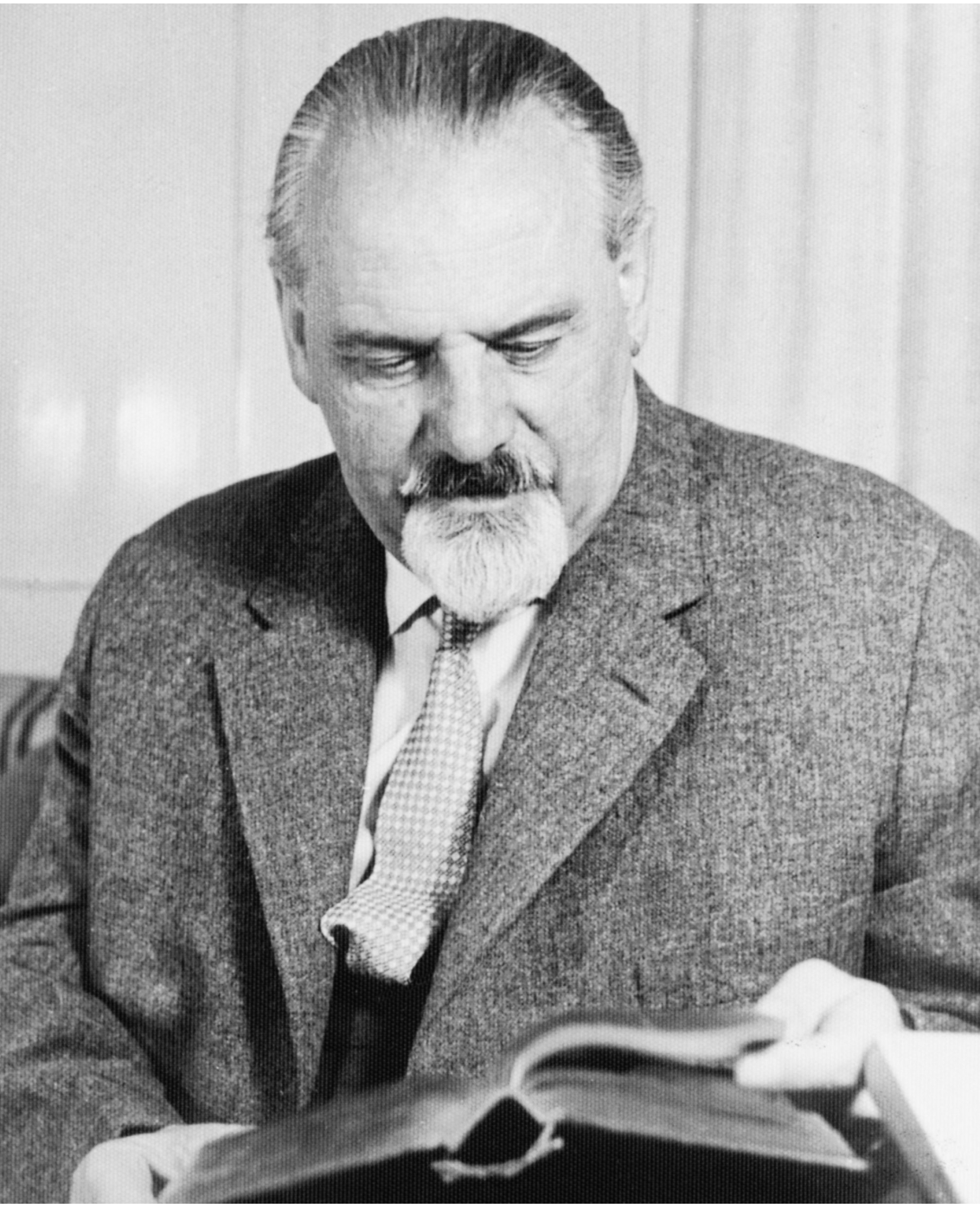
Einer fragte: »Was ist das, ein Autograph?«

Meine Antwort: »Das ergibt sich aus dem griechischen Wort ›auto‹ – ›selbst‹ und ›graph‹ – ›Schrift‹.« Ein Autograph ist also etwas Selbstgeschriebenes. Irgendjemand fand es wert, etwas aufzuschreiben. Manche Blätter aus meiner Sammlung sind auch nicht an mich gerichtet, aber ich habe sie für mich entdeckt, sie haben mir etwas bedeutet, tun es heute noch und sind insgesamt Zeitzeugnisse aus meinem Leben.

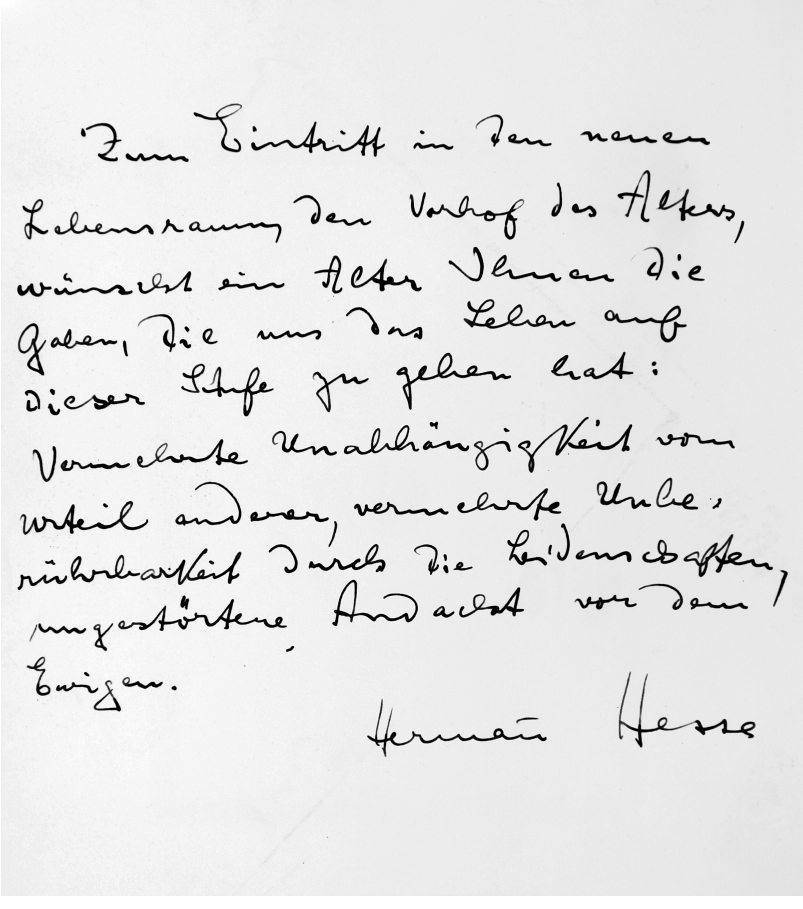
Es ist nicht mein ganzes Leben, es sind nicht alle Begebenheiten, es sind – vielleicht zur Überraschung mancher – nicht immer die sogenannten Highlights, von denen ich erzählen möchte. Aber es sind Erinnerungen – die man nicht vergessen möchte. In solchen Momenten hält man etwas fest, was sonst vielleicht unwiederbringlich verloren wäre. Man stiehlt dem Tod einen Augenblick. Das ist vielleicht das Geheimnis der Kunst. – Dass etwas bleibt! Vielleicht ist es sogar das Wesen der Kunst.

Von mir aus könnte das ganze Buch nur aus Gedankenstrichen bestehen – – –

Mit Iva Mihanović



Vater



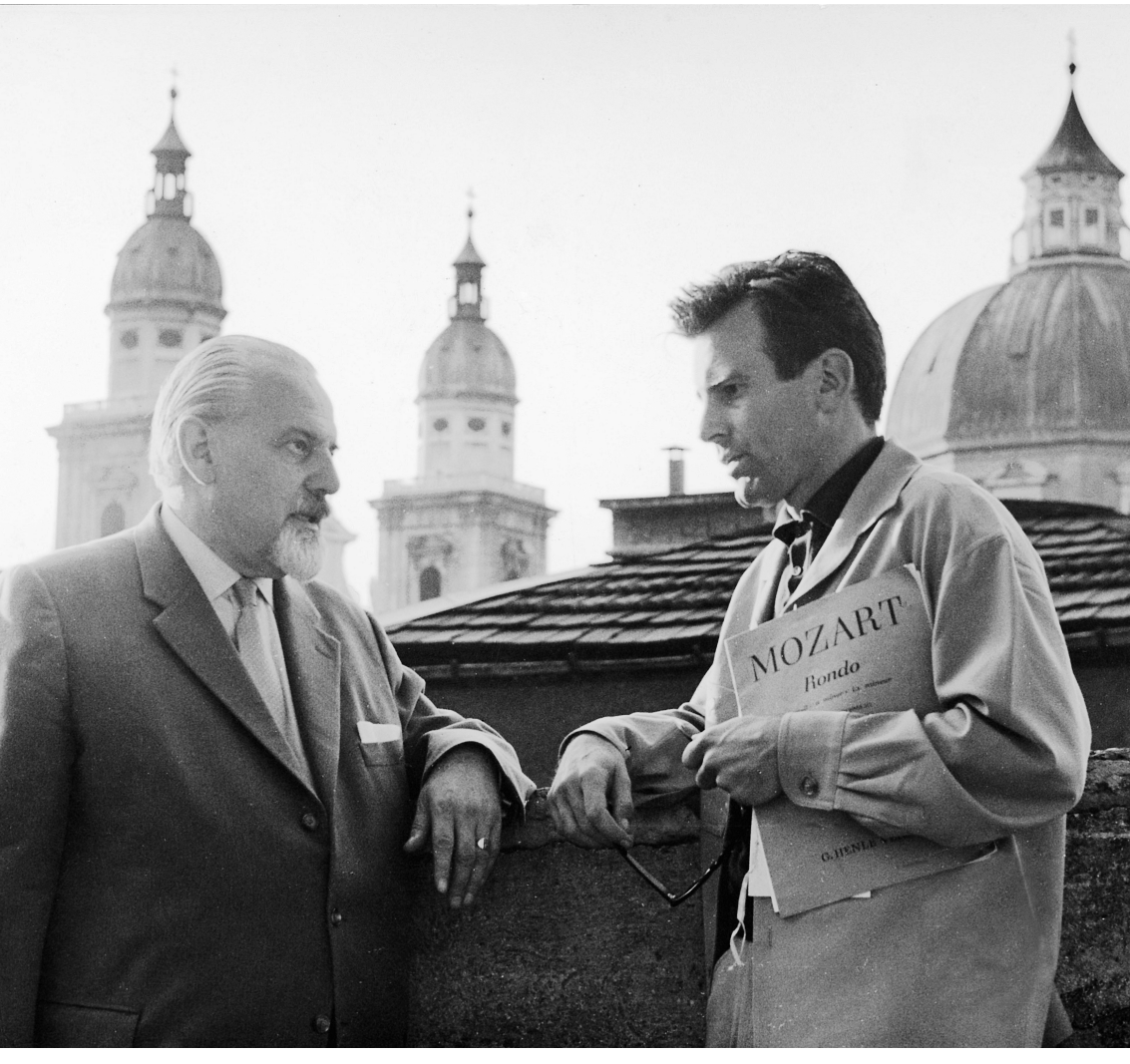
Zum Eintritt in den neuen
Lebensraum, den Vorhof des Alters,
wünscht ein Alter Ihnen die
Gaben, die uns das Leben auf
dieser Stufe zu geben hat:
Vermehrte Unabhängigkeit vom
Urteil anderer, vermehrte Unbe-
rührbarkeit durch die Leidenschaften,
ungestörte Andacht vor dem
Ewigen.

Hermann Hesse

Diese Zeilen, die Hermann Hesse meinem Vater zu seinem fünfzigsten Geburtstag schrieb, sind mir fast zu einem Lebensmotto geworden. Ich bin mit allem einverstanden. Großartig – »Vorhof des Alters« – »vermehrte Unabhängigkeit vom Urteil anderer«. Nur mit

einem bin ich nicht einverstanden: »vermehrte Unberührbarkeit durch die Leidenschaften«.

Das würde ich nicht unterschreiben. Ich hoffe, dass man immer wieder berührt wird von Leidenschaften. Im Übermaß. Solange man lebt. Das ist wohl das Größte im Leben. Leidenschaften,



Liebe! Je mehr, desto besser. Es gibt nichts Schöneres, als sich hinzugeben, dem Unbekannten, den Gefühlen – dass man durchwühlt wird von Liebe, von Abneigung, von Kritik, von Erotik. Das möchte ich bis ins hohe Alter bewahren.

Ich hatte meinen Vater an seinem siebzigsten Geburtstag – also

zwanzig Jahre nach den Geburtstagswünschen von Hesse – gefragt: »Papa … wie ist das mit den Frauen? Hört das nicht langsam auf?« Und dann antwortete er halb schmerzlich, halb lächelnd: »Es beginnt erst!«

Ich muss ihm recht geben. Es beginnt erst.

Ich fand Sokrates' Worte »Erkenne dich selbst« zwar sehr schön, aber nicht richtig. Vielleicht sollte es heißen: »Überrasche dich selbst.«

Eben – verborgene Leidenschaften. Immer etwas Neues, das man selbst nicht kennt.

Nicht »Erkenne dich selbst«, sondern »Überrasche dich selbst«.

Dazu die Zeilen von Sandra Paretti, einer Schriftstellerin, die Selbstmord beging. Ein Schatten eines Erlebnisses in meinem Leben:

Sandra Paretti

Lieber Maximilian Schell,

nach langen inneren Kämpfen,
habe ich entschieden die
Geheimnummer auch diesmal
nicht zu mißbrauchen

Von Herzen
Ihre
Sandra

CH-8704 HERRLIBERG, BÖLSTRASSE 4, TELEFON 01-915 25 48

Die Ur-Madonna

Hermann Hesse hat mich mein ganzes Leben lang begleitet. Seine Erzählung *Siddharta* wurde mir fast zu einer Art Bibel. In seinem Roman *Narziß und Goldmund* beschreibt er die Suche des jungen Goldmund nach Vollendung (Perfektion – aber ich finde »Vollendung« eigentlich richtiger). Er begann, die Ur-Madonna zu malen – oder zu suchen. Dieses Motiv »Mutter mit Kind« – auch die Pietà: »Mutter mit totem Sohn« – – –

»Außerdem gab es noch ein anderes Gesicht, das in seiner Seele wohnte und ihm doch nicht ganz angehörte, das er einmal einzufangen und als Künstler darzustellen sehnlich begehrte, das sich ihm aber immer wieder entzog und verhüllte. Es war das Gesicht der Mutter. Dies Gesicht war schon seit langer Zeit nicht mehr dasselbe, wie es ihm einst, nach den Gesprächen mit Narziß, aus verlorenen Erinnerungstiefen wieder erschienen war. In den Tagen der Wanderung, in den Liebesnächten, in den Zeiten der Sehnsucht, den Zeiten der Lebensgefahr und Todesnähe hatte das Muttergesicht sich langsam verwandelt und bereichert, war tiefer und vielfältiger geworden; es war nicht mehr das Bild seiner eigenen Mutter, sondern aus dessen Zügen und Farben war nach und nach ein nicht mehr persönliches Mutterbild geworden, das Bild einer Eva, einer Men-

schenmutter. So wie Meister Niklaus in einigen Madonnen das Bild der schmerzlichen Gottesmutter mit einer Vollkommenheit und Stärke des Ausdrucks dargestellt hatte, welche Goldmund unübertreffbar schien, so hoffte er selbst einst, wenn er reifer und des Könnens sicherer sei, das Bild der weltlichen, der Eva-Mutter so zu gestalten, wie es als ältestes und geliebtestes Heiligtum in seinem Herzen stand.«

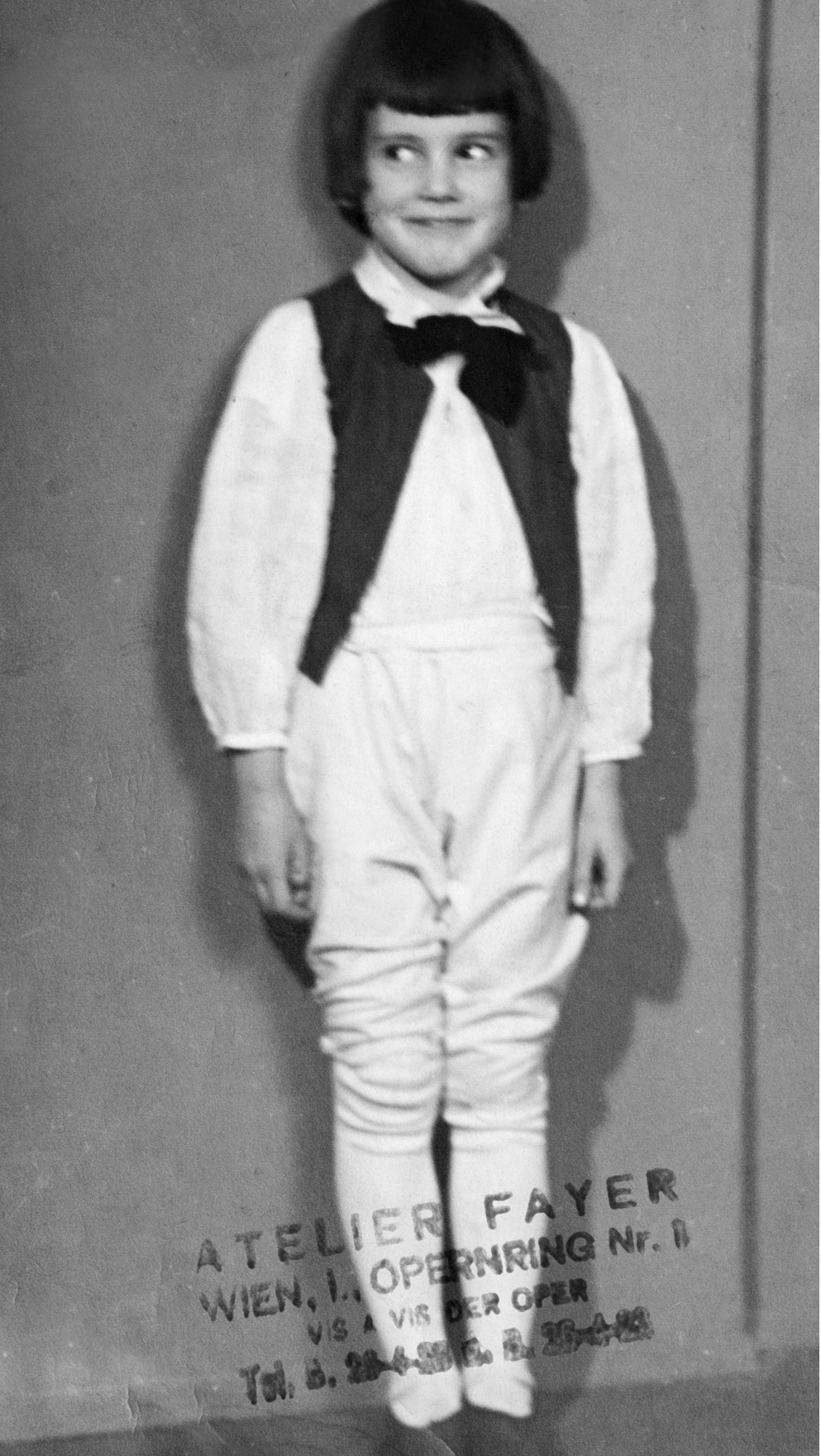
Für einen Katholiken sind das sehr schwerwiegende Eindrücke, und auch ich begann, danach zu suchen. Ich glaube, ich fertigte fast hundert Skizzen an. Einige davon farbig. Sie sind im Bilderkapitel zu

sehen. Ich legte sogar ein Gelübde ab: Wenn ich von nun an keusch leben würde, gelänge das Bild. Keine sündigen Gedanken. Keine Erotik in der Realität.

Natürlich konnte ich das nicht durchhalten – aber ich versprach, das fertige Bild in eine Kapelle oberhalb von Schattdorf in Uri, einem der Urkantone der Schweiz, aufzuhängen. Erst viel später erkannte ich, dass das Suchen nach dieser Ur-Madonna, von Etappe zu Etappe, fast die gesamte Kunstgeschichte durchlief. Die ersten Skizzen ähnlich wie Giotto, dann die Renaissance und Raffael, und später dann endeten sie in van-Gogh-ähnlichen Bildern.

»Und nun schlug der Kranke nochmals die Augen auf und blickte lang in seines Freundes Gesicht. Mit den Augen nahm er Abschied von ihm. Und mit einer Bewegung, als versuche er den Kopf zu schütteln, flüsterte er: ›Aber wie willst denn du einmal sterben, Narziß, wenn du doch keine Mutter hast? Ohne Mutter kann man nicht lieben. Ohne Mutter kann man nicht sterben.‹

Was er später noch murmelte, war nicht mehr verständlich. Die beiden letzten Tage saß Narziß an seinem Bett, Tag und Nacht, und sah zu, wie er erlosch. Goldmunds letzte Worte brannten in seinem Herzen wie Feuer.«


ATELIER FAYER
WIEN, I., OPERNRING Nr. 1
VIS A VIS DER OPER

Erstes Auftreten

Ich weiß nicht, ob es stimmt – meine Mutter hat es mir erzählt –, aber es gibt ein Foto von mir, das sehr dafür spricht, dass die Geschichte wahr ist: Ich war etwa fünf Jahre alt und sollte in einem Kindertheaterstück meines Vaters mit einem Veilchen tanzen. Das Mädchen, das die Blume spielte, war entzückend, ich glaube auch, dass ich mich in sie verliebt hatte, eine Baroness Heinisch.

Ich bin so froh, dass ich mich an den Namen erinnere. – Immerhin war ich erst fünf. Was für ein Gedächtnis! Und jetzt kann ich mich manchmal kaum erinnern, wie der Regisseur hieß, mit dem ich meinen letzten Film machte. Wie hieß eigentlich mein letzter Film? Unwichtig – weiter!

Es war ein Blumenspiel. Eine Ballade meines Vaters. Meine Mutter führte Regie – wie im Leben. Aus unerfindlichen Gründen tauschte sie meine Partnerin aus.

Plötzlich war es eine Rose oder Lilie – das weiß ich nicht mehr – ich weiß es wirklich nicht –, aber sicher kostbarer als ein Veilchen, und es passte mir überhaupt nicht. Und daraufhin weigerte ich mich, aufzutreten.

Meine Mutter flüsterte aus dem Hintergrund: »Wenn du jetzt nicht sofort deinen Text sagst, kriegst du kein Abendessen.« Das Publikum

begann zu raunen. Schließlich kam das kleine Mädchen – das Veilchen! –, nahm meine Hand und sagte: »Bitte.« Und noch einmal: »Bitte!« Ich konnte nicht widerstehen. Da ging ich an die Rampe und schrie meinen Text ins Publikum: »Ich bin keine Blume, wisst ihr was, und doch eine Blume, ich bin GRAS!« Donnernder Applaus!

Es war der größte Erfolg, den ich je in meinem Leben hatte, durch nichts mehr aufzuwiegen. Es ist natürlich schwer, schon mit fünf Jahren den größten Erfolg seines Lebens zu haben – danach kann eigentlich nur noch der Abstieg kommen.

Als Junge hatte ich immer den Traum, dass ich verfolgt werde und Angst habe und renne und renne und renne und immer höher hinaufrenne und immer höher hinauf. Schließlich stehe ich auf irgendeinem Balkon oder Bergvorsprung und realisiere: Ich kann jetzt nicht mehr weiter. Das ist das Ende. Jetzt kriegen sie mich. Und plötzlich habe ich eine Eingebung, mir fällt ein: Ich kann ja fliegen. Ja – natürlich! Ich kann fliegen. Ich stürze zum Balkon, schaue triumphierend auf die Menge, die mich verfolgt, fange an zu lachen und schwinge mich von der Brüstung ins Bodenlose. Fliege über dunkle Täler, Hügel, schwarze Wildnis und fühle mich frei. Ich sehe, wie unten die Menge sich schreiend zerteilt, und ich werde immer einsamer im Flug. Es wird immer schöner. Ich fliege an Wolken vorbei. Es ist wie im Paradies. Ich bin frei. Niemand kann mich einsperren. Ein oft wiederkehrender Traum und natürlich immer wieder befreiend.

Unsere Mutter war eine auf merkwürdige Weise fromme Frau. Wenn sie in die Kirche ging – und sie ging regelmäßig zum Gottesdienst –, dann betete sie nicht einfach, sie deklamierte die Gebete. Mit reiner, pointierter Stimme. Wie eine diplomierte Schauspielerin. So machte sie es auch bei Tisch, wo immer gebetet wurde, obwohl unser Vater kein sehr religiöser Mensch war. Aber wie Sartre

aber ich verwandle sie froh, Schmerz und Klage.

schreibt: »Der Atheist ist derjenige, der sich am meisten mit Gott beschäftigt.«

Die Mutter jedenfalls war eine fromme Sozialistin. Auch das ein interessanter Widerspruch. Oder auch kein Widerspruch. Vielleicht ein Widerspruch von einem Widerspruch. Besonders in Wien, woher sie kam. Die Zeiten waren ja auch bewegt genug, da brauchte es womöglich *mehr* als einen Glauben, an den man sich halten konnte. Ich empfand es immer so, dass unsere Mutter nie da war. Sie hatte nicht nur mit siebenundzwanzig Jahren schon vier Kinder, sie erbrachte auch noch den Hauptbeitrag zum Familienunterhalt, weil die Dichtkunst unseres Vaters weitgehend brotlos war. Ein Dichter in der Schweiz ist wie ein Speiseeisverkäufer am Nordpol.

Also trat meine Mutter auf, wo immer sie konnte. Und wenn sie betete, dann hatte ich immer den Eindruck, sie stellte nur eine Betende dar.

Meine Kindheit war reich an Erlebnissen und Eindrücken, aber arm an Empfindungen. Es gab nicht viele Zärtlichkeiten, auch nicht von der Mutter. Meine Schwester Immy sagte immer: »Muttis Zärtlichkeiten tun weh.« Auf der anderen Seite war meine Mutter auch bestimmend: »Wer mich lieb hat, kommt mit mir in die Kirche.«

Wenn es nach meiner Mutter gegangen wäre, hätte ich eine Priesterlaufbahn eingeschlagen. Das sah sie als eine erstrebenswerte Karriere für mich an. Es war ja auch etwas »Solides«.

Als ich Ministrant werde wollte, ging ich zum Pfarrer unserer Kirche in Basel, um zu erfahren, was ich dafür tun müsse. Er fragte mich: »Warum willst du denn Ministrant werden?« – »Ja, ganz einfach«, antwortete ich. »Zuerst möchte ich Ministrant werden, dann Priester, dann Bischof, dann Erzbischof, dann Kardinal, dann Papst und dann Heiliger.« Er schaute mich verwundert an, und am nächsten Sonntag wetterte er in der Kirche, von der Kanzel herab, mit tiefer und sonorer Stimme: »Gestern kam ein junger Mann zu mir –

und er hat gesagt, er möchte gerne Ministrant werden. Und dann Priester und dann Bischof. Dann Erzbischof, dann Kardinal und dann Papst und dann Heiliger! – – SO EINFACH IST DAS NICHT! SO EINFACH IST DAS NICHT!!«

Aber ich habe immerhin fast alles gespielt. In meinem Beruf. Priester en masse, Bischöfe en masse, Kardinäle sehr viele und den Papst zumindest mehrmals vorgestellt in der Fernsehsendereihe *Imperium*. Und als Heiliger war ich Giuseppe di Cupertino. Also habe ich es doch geschafft.

Das Priesteramt wäre für mich auch der sicherste Weg ins Unglück gewesen.

Meine Mutter war eine sehr moderne Frau. Einerseits. Andererseits hatte sie kein Verständnis dafür, dass ihre Kinder eigene Pläne verfolgten. Nach außen wirkte sie sehr viel toleranter, als sie es nach innen war. Ihre Rolle als Mutter spielte sie jedenfalls so überzeugend, dass sie von vielen Menschen dafür bewundert wurde.

So war es für uns Kinder – für die Söhne sicher mehr als für die Töchter – nicht einfach, mit ihr glücklich zu sein. Sie hat es sich und uns allen nicht leicht gemacht. Lange Jahre. Erst im Alter hat sich das geändert, da hat sie eine Milde entwickelt, eine Güte, eine warmherzige Zuneigung, die es vorher nicht gab. Sie war immer da, wenn man sie brauchte.

Zweimal habe ich mit ihr zusammengearbeitet, 1973 und 1975: In meinem Film *Der Fußgänger* trat sie in der Rolle der Frau Buchmann auf, in *Der Richter und sein Henker* spielte sie die Frau Schönler.

Doch die große Leidenschaft für die schauspielerische Karriere war zu der Zeit schon erloschen. Sie gab ihre Bühnenkarriere auf, als sie meinen Vater heiratete. Dennoch war sie ihr Leben lang der Bühne verbunden. Sicher war meine Mutter auch meine erste Schauspiellehrerin, denn das war sie ja auch tatsächlich. Sie gab in Zürich Kurse und brachte auch mir ganz früh manches bei, von dem – wer weiß – vielleicht heute noch vieles meine Arbeit prägt.

Ich frage sie nach ihrer Jugend, nach der Liebe zu meinem Vater.

Margarethe Schell, geborene Noé von Nordberg, mit ihrem jüngsten Sohn Maximilian

Sie erzählt, hält aber verwundert inne: »Warum interessiert dich das auf einmal?«

Da merke ich, ich habe Angst, sie zu verlieren, habe Angst vor ihrem – meinem – Tod.

Inzwischen ist sie längst gegangen. In der Erinnerung wachsen die milden Seiten, während die härteren zunehmend verblassen.

»Aber wie willst denn du einmal sterben, Narziß, wenn du doch keine Mutter hast? Ohne Mutter kann man nicht lieben. Ohne Mutter kann man nicht sterben.«